

(Nachdruck verboten.)

7

Marusia.

Von W. G. Korolenko.

„Habt Ihr Euch während der ganzen Zeit nicht Eure eigne Wirtschaft einrichten können?“

Timocha kratzte sich den Kopf.

„Ja, siehst Du, das . . . Ich will Dir was sagen, Bruder. . . . Gegangen wäre es schon und heiraten hätte ich können, aber siehst Du, eine Schwäche hab' ich: Geld ist nicht da, und wenn es auch je da ist, mit dem Geld hat man immer Sorgen.“

Er lächelte schuldbehaftet.

„Ich lebe schon das vierte Jahr bei Moaia. Ihr Brot esse ich. Was ich brauche, kauft sie mir. Sie sorgt schon für mich. Das ist gar keine Frau, das ist Gold. Wenn ich in andre Hände gekommen wäre. . . .“

„Und Stepan?“

„Was, Stepan? Du hörst doch, wie er schießt. Zum Jagen ist er gut, einen Vogel kann er im Fluge schießen, auf dem Teiche trifft er zwei, drei Enten auf einmal, in einer Reihe, das ist alles wahr.“

Er lachte wie ein Erwachsener, der die tollen Streiche eines kleinen Bubens erzählt.

„Ein Kopfschneider, was ist da viel zu reden? Wegen seiner Kühnheit ist er ja auch hier. Aus dem Gefängnis ist er fortgelaufen, sechs Duraten haben ihn angefallen und zu zweit hat er sich befreit. So ist er. Wie soll er an den Pflug denken, Bruder. Mit Abraschtsa Athmeto sollte er zusammen kommen, sie würden zusammen Dinge machen, daß man bis ans Meer davon hören würde, sogar in Kijau. Oder zu den Goldgruben sollte er gehen. In den Goldgräbereien, sagte er immer, würde ich in einem Tage ein Mensch werden. Euer ganzes Gut, sagte er, würde ich an einem Tage verkaufen und wieder kaufen. Und das ist wahr, er wäre längst in den Goldgräbereien oder wieder im Gefängnis, wenn nicht das Weib. . . .“

Er schwieg wieder und fügte nach einigen Minuten hinzu:

„Trauen wollen sie sich lassen, das heißt sie Maria will es; nach Landstreicherart sind sie ja eigentlich verheiratet.“

Ein schiefes, geringschätziges Lächeln flog über die wellen Büge.

„Um den Weidenbaum hat man sie wohl herumgeführt und siehst Du, das genügt ihr nicht. Vom Popen will sie sich trauen lassen.“

„Aber er ist ja ein Landstreicher?“

„Ja, ja, so einer, der nicht weiß, wie er heißt und woher er ist, aber hier ist ja nicht Rußland. Weißt es selbst, Bruder, was das hier hier für ein Land ist; für einen einjährigen Ochsen wird sie schon irgend einer trauen.“

Er senkte schmerzlich und schüttelte den Kopf.

„Dahinter steckt sie immer, Maria. Sie will nicht so leben, es soll alles gut sein und in Ordnung. Und ich sag' ihr immer: Es wird nichts bei Euch herauskommen.“

„Warum denn?“

Er machte eine vage Handbewegung und betrachtete nachdenklich den halbangekleideten Fuß, als wenn er aus diesem ungewohnten Anblick die ganze Kraft seiner Argumente schöpfen wollte.

„Nimm zum Beispiel einen Topf, hau' gut auf ihn los. Er wird Dir springen unter der Hand.“

„Nun ja, er wird springen.“

„Und jetzt gieß Wasser hinein, es wird herausriemen, denn siehst Du, Bruder, der Topf hält es nicht mehr.“

„Also?“

„Nun ja, also.“ Er schloß plötzlich seinen Satz, wahrscheinlich in der festen Ueberzeugung, seine Gedanken ganz klar ausgedrückt zu haben.

„Daß Dich trauen, sag ich, oder laß Dich nicht trauen, ist doch alles eins. Hörst Du, er schießt schon wieder!“

„Ihr habt Stepan nicht gern, Timocha.“

Er schien mich nicht recht zu verstehen.

„Was soll ich ihn denn gern haben, er ist doch kein schönes Mädchen, daß ich ihn lieb haben soll? . . . Was

geht's mich an? Meinetwegen kann er sein Gut an allen vier Seiten zugleich anzünden.“

Er zog endgültig seine Schuhe an und stand auf.

„Er hat keinen richtigen Grund. . . . ist kein natürlicher Mensch. . . . wenn er zu arbeiten anfängt, ruiniert er das Pferd, stark wie ein Teufel ist er. Er bricht durch wie ein Bär, dann wirft er es fort.“

Er dämpfte die Stimme noch mehr und sagte:

„Abraschtsa, der Tartare ist einmal gekommen, sie hat ihn mit der Ofengabel fortgejagt. Und dann bin ich aufs Moor um Moos hinausgefahren. Und da sah ich die beiden zusammen in der Steppe spielen. Ihre Pferde wollten sie tauschen, und ich glaub', Abraschtsas Pferd ist sogar gestohlen. . . .“

Einige Minuten später schritt er schon hinter dem Pfluge, die sorgsame Hand auf dem Griff.

„Nu, nu, fürcht' Dich nicht!“ ermunterte er das Pferd.

„Komme, mein Liebling, arbeite. Nein, Du lägst!“ schrie er einem unsichtbaren Gegner zu und stommte sich mit aller Kraft gegen den Pflug, wenn eine starke, angefaulte Baumwurzel die eiserne Schaufel des Pflugs hinauszuschleudern suchte. Als er sich mir wieder näherte, verklärte ein freudiges Lächeln das Gesicht.

„Weizen werden wir dies Jahr säen zum erstenmal. Du sollst sehen, was für Weizen wir bekommen werden, diese Erde ist wie Zucker.“

Er war wie verwandelt. All die bitteren Erinnerungen und Befürchtungen, die ich in ihm aufgewühlt hatte, schienen hinter diesem einzigen Gedanken zu verschwinden. Die Erde ist wie Zucker hier.

Durch eine sonderbare Ideenassociation fiel mir plötzlich ein langbeinige Spinne ein, der Mäher nemt man sie in meiner Heimat. Wenn man ihr ein Bein ausreißt, bewegt sie das verstümmelte Glied weiter in der alten Weise, als wollte sie durch die Bewegung allein den Körper weiterschleichen. War es nicht etwas Ähnliches, was Timocha sein schweres Schicksal tragen ließ? Aus seinem Dorf, aus seiner Umgebung herausgerissen, machte er in der Fremde seine gewohnten Bewegungen nach feiner „russischer Art“. Vom Pfluge zur Saat und von der Saat zur Ernte, wenn das Feld auch nicht sein ist, wenn der Besitz auch morgen an allen vier Ecken angezündet wird. Er wird anderswo hinwandern und wird wieder den Boden bebauen. Und so immer weiter, vom Winter zum Frühling und vom Frühling wieder zum Winter, wie ein Tropfen, den die geheimnisvolle Kraft des Lebens von der unbekanntem Quelle zur unbekanntem Mündung treibt. Und jetzt begriff ich das Rauschen des Walds, das mit seiner elementaren Gewalt immer in meine Gedanken an Timocha eingegriffen hatte, seine unklaren Reden hatte es gedeutet.

Aber als ich jetzt langsam durch das Gestrüpp zurückging, dachte ich wieder an Marusia. Am äußersten Rande des Walds bemerkte ich plötzlich einen jungen Lärchenbaum. Vor Jahren hatte der junge Stamm einen Ueberfall erleiden müssen, wahrscheinlich hatte ein Feind seine Larven in das Mark des Bäumchens gelegt und das hatte sein Wachstum gehindert, es hatte sich bogenförmig gekrümmt und war verunstaltet worden. Aber nach einigen Jahren des Kampfs hatte der schlanke Stamm sich plötzlich aufgerichtet und hatte die alte Richtung wieder gefunden, der Baum hatte gesiegt. Und sein Kampf war nicht vergebens gewesen; unten fielen die vertrockneten Nadeln und Zweige ab, aber oben an der Spitze wiegte sich eine dichte grüne Krone.

Mir war zu Mut, als würde ich jetzt die Tragik dieses einsamen Winkels verstehen. Dasselbe Bestreben dieser zerbrochenen Frauenseele hielt diese ganze kleine Welt zusammen. Ueber dieser kleinrussischen Hütte schwebte sie, über den sorgsam vor Frost geschützten Gemüßebeeten und über der kleinen Birke, die ihre Zweige über das Dach ausstreckte. Birken sind in der Gegend selten und sie war gewiß von Marusia gepflanzt worden. Und Timocha, der ewige Arbeiter, wurde durch diese Kraft aufrecht erhalten, und sie allein war es, die Stepan's Wildheit bändigte.

Das weißlich matte Licht der Sommernacht lag über den Wiesen und über dem See und der schlafenden Hütte, als ich plötzlich von meinen Gedanken verfolgt, von meinem Lager

aussuhr: Mein Gefährte und ich lagen in einem offenen Heuschuppen, die Stille und die weite einsame Ebene lenkten die Aufmerksamkeit auf alles, was nur irgendwie hervortrat auf diesem leblosen Hintergrunde.

„Sie schlafen nicht?“ sagte mein Gefährte.

„Ich bin vor ein paar Minuten aufgewacht.“

„Haben Sie nichts gehört?“

„Nein, wie so?“

„Mir schien, daß jemand weint.“

„Vielleicht schien es Ihnen bloß.“

„Kann. Dieser Stepan muß ein Kerl sein! Wie denken Sie?“

„Sie waren länger mit ihm zusammen, ich habe ihn nur erzählen hören.“

„Landstreicher - Idylle,“ sagte er sarkastisch. „Sie haben natürlich schon eine Novelle daraus gemacht; ich möchte wissen, ob auch nur ein Wort daran wahr ist.“

„Warum?“

„Nun ja, ich weiß schon. Bei Ihnen zeigen alle Menschen gleich ihr innerstes Ich und alle sind ungemein groß veranlagt. Da liegt auch so einer.“

Er erhob sich halb und schaute Timocha an, der neben ihm lag. Der Alte hatte das Gesicht im Heu vergraben und schnarchte entsetzlich, dabei zitterte er wie im Todeskampf. Augenscheinlich ließ er meinen Gefährten nicht schlafen und ich glaube, er hatte auch mich geweckt. Ich gestehe es, in diesem Augenblick hatte auch ich die Empfindung, als läge etwas bewußt Freches, Ausdringliches in diesem homerischen Schnarchen, wie ein höhrender Spott über unsre empfindlichen Nerven.

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Musikgeschichte.

Später und mühseliger als die Geschichtsforschung und Geschichtsdarstellung anderer geistiger Produktionen hat sich die der Musik entfaltet. Aus blochem Sammel- und Liebhaberwerk heraus und über akademische Gleichgültigkeit hinaus ist eine Musikwissenschaft entstanden, die zwar immer noch ihre historische Seite allzusehr auf Kosten der systematischen bedrängt, sonst aber sich gleichwertig neben die älteren Wissenschaften stellen darf und nun auch von einigen wenigen Universitätsprofessoren vertreten wird — die erste ordentliche Professur im Deutschen Reich wurde erst 1897 vergeben (Straßburg). Ihre bisherige Hauptverdienste hat sie auf Gebieten erlangen, die dem Popularinteresse ferner liegen: Geschichte der antiken Musik, Geschichte der Notenschrift und der Instrumente, Begründung der Konjanz usw. Daher auch der Mangel an Darstellungen, die den neueren Zeiten in einer sowohl wissenschaftlichen als auch allgemein anziehenden Weise gerecht werden. Glücklicherweise verfügt das deutsche Geistesleben über eine Persönlichkeit, die mit einer sonst so seltenen Vereinigung von theoretischer Gründlichkeit, alseitiger Bewandtheit und praktischer Einsicht bereits die allermeisten Gebiete der Musikliteratur im weitesten Wortsinne mit einem Erfolg bearbeitet hat, dessen äußerer Wert seinem hohen inneren Wert allerdings noch lange nicht gleichkommt. Die zahlreichen Schriften aufzuzählen, in denen Prof. Hugo Riemann, derzeit Dozent der Musikwissenschaft an der Universität Leipzig, teils wiedergebend und teils neuschaffend und immer fortschreitend die Interessen sowohl der Theorie als der Praxis gepflegt hat, würde an dieser Stelle unmöglich sein. Für den Anteil weitester Kreise an musikalischen Dingen dürfte wohl keine so erwünschte gekommen sein wie die *Geschichte der Musik seit Beethoven (1800—1900)*. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann 1901 (8,20 M., gebunden 10 M.). Es ist wahrlich leicht, dieses Werk mit gutem Gewissen jedem engeren oder weiteren Interessenten als eine meisterhafte Leistung zu empfehlen. Um so größer ist die Verlegenheit des Kritikers, wenn er nun angeht eines Buchs von mehr als 800 Seiten großen Formats auch nur einen Bericht über das darin tatsächlich Dargebotene geben, geschweige denn mit den ungezählten Zustimmungen und Widersprüchen kommen soll, die sich ihm — und in anderer Verteilung schließlich jedem Leser — vor einer solchen Leistung aufdrängen.

Von alle dem, was sonst zu sagen ist, drängt sich dem Verleger die Bewunderung des Geschicks auf, mit dem der Verfasser seinen, doch so leicht zu bloßen Anreihungen verleitenden, Stoff entwicklungs geschichtlich behandelt und gemeinert hat. Allerdings ist von einer geschlossenen Entwicklungslinie keine Rede. Diese massenhaft neben und hintereinander hergehenden, bald sich verflüchtenden, bald sich abstoßenden Erscheinungen der Musik im 19. Jahrhundert machen glatte Gruppierungen unmöglich. Die vier „Bücher“, in die das gesamte Werk zerfällt: „Bis zum Tode Beethovens (Beethoven, Schubert, Weber)“, „Ära Schumann - Mendelssohn“, „Ära Wagner-Riszi“, „Epigonen“, und die fein gegliederten Unterabteilungen dieser Hauptabschnitte sind eben unvermeidliche Hilfsmittel, um überhaupt mit der Materie zurechtzukommen; daß dabei manches Verwandte getrennt, manches einander Fremdartige zusammen-

gebracht werden muß, weiß und befoht der Verfasser ebenso, wie es jeder Einsichtige würdigen wird. Aber gerade inmitten dieser Gruppierungsschwierigkeiten hat Niemand einen besonders verdienstlichen Griff angewendet. Ist schon gegenüber sonstigen geistesgeschichtlichen Darstellungen, die sich auf Höhepunkte und Hauptpersonen zu beschränken pflegen, Niemand's Eingehen auf die Gesamtheit des Kleineren und Mittleren ein gewaltiges Verdienst, so ist um so verdienstlicher das, was wir kurz die historischen Wurzeln nennen möchten. Der Verfasser führt keine sachliche oder persönliche Haupterscheinung ein, ohne all den geschichtlichen Fäden nachzugehen, die aus weiter historischer Ferne her bis zu dieser Erscheinung zu verfolgen sind und je nachdem auch noch über sie hinaus weiter leiten. So beginnen die jeweils einem Hauptmeister gewidmeten Kapitel mit zurückgreifenden Paragrafen und schließen zum Teil mit analogen vorgreifenden; das inmitten dieses Rahmens stehende Hauptbild tritt nun so plastisch und perspektivisch wie möglich hervor. Glänzende Beispiele dafür sind die Kapitel über Schubert und über Weber; dort der Beginn mit einer Genesis des „Klavierlieds“, hier der mit einer Skizze aus der Operngeschichte und mit einer Herausarbeitung des Entstehens der „Romantik“ — wobei auch E. Th. A. Hoffmann seine Stelle erhält. Die jetzt so beliebte und in bestimmten Grenzen unentbehrliche Auffassung der Geschichte eines einzelnen Gebiets als abhängig von der (kurz so zu nennenden) Gesamtgeschichte weist der Verfasser, vielleicht zu sehr, in ihre Schranken zurück. Wichtig ist im allgemeinen die Ablehnung einer musikalischen Geschichtsschreibung auf politischer Grundlage und der Appell an die inneren Entwicklungskräfte der Musikgeschichte selber. Daß aber Niemand nach dem Verhältnis der musikalischen Geschmacksänderungen zu sonstigen Geschmacksänderungen und schließlich zu sozialen Vorgängen und Zuständen nicht fragt, scheint uns doch ein Mangel zu sein. Erscheinungen in der Stilgeschichte der bildenden Kunst, die selbst wieder nicht nur direkt ästhetisch, sondern auch technisch, materiell, gesellschaftlich usw. bedingt sind, lehren zum Teil auf anderen Gebieten wieder. Die Ansetzung eines „musikalischen Nototo“ ist angehts einiger Seiten im Schaffen von Bach und besonders von Haydn und Mozart nicht abzuweisen; ein „Wiedermeierstil“ drängt sich auch in der Musik der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit aller Plumpheit vor; u. dgl. m. Das Fortschreiten von dem gut bürgerlichen Optimismus eines Haydn zu wesentlich andren Jüngen eines Beethoven, Chopin, Wagner ist doch nicht bloß individuell und immanent musikalisch. Usw.

Noch beachtenswerter scheinen uns die Zusammenhänge des Musikschaffens und der Musikpflege einerseits mit dem Stand des Bildungswesens überhaupt und andererseits mit dem der musikalischen Erziehung selber zu sein. Jene Seite hat Niemand überhaupt nicht angeknüpft; diese hat er mit wertvollen Paragrafen über „Konseratorien“, „Unterrichts-Reformen“ u. dergl. bereichert, zu denen freilich zerstreute Einzelheiten aus den übrigen Teilen des Werks gezogen sein wollen (E. F. Richter's Lehrbücher könnten kritischer angefaßt sein). Es scheint uns dies aber mindestens weit weniger zu sein, als Niemand selber und zwar gerade hier bieten könnte. Die Forderung, die wissenschaftliche Behandlung der Pädagogik auch auf das Bildungswesen der Künste auszudehnen, ist nun einmal seit mehreren Jahren erhoben und freilich infolge ungünstiger Verhältnisse nur erst in kleinsten Anfängen befriedigt worden. Wenn aber einer die Geschichte und Theorie der Musikpädagogik vorwärts bringen kann, so ist es Niemand.

Und nun steht der Berichterstatter vor der Aufgabe, zu Danksagen von Einzelheiten mit seiner kritischen Zustimmung oder Abweisung herauszurücken oder vielmehr den Leser zu verschonen. Es ist ja gar nicht anders denkbar, als daß man die und die Komponisten zu gut, andre zu schlecht behandelt glaubt. Daraus einen Nachdruck zu legen ist nun so unbedenklicher, als es niemanden eine Schande machen wird, zuzugestehen, daß seine Kenntnisse an diese ungläubliche Fülle von Material, das Niemand hier verarbeitet hat, nicht heranreichen. Man verkennt beinahe vor dieser Heberzahl von Komponistennamen und Opuszahlen, zumal aus neuerer Zeit und z. B. auch in England; und man gewinnt die Sprache vielleicht erst wieder bei dem Gedanken, daß es eine stärkere Vlamierung unrer beschränkten Konzertprogramme schwerlich wieder giebt als diese historischen Demonstrationen — speziell fällt die beträchtliche Menge größerer Kammermusikwerke auf. Innerhalb des oft recht einförmigen Trabs, in welchem hier ungezählte Komponistennamen vorüberziehen, möchte wohl jeder Leser den oder jenen stärker betont, plastischer herausgehoben, tiefer gewürdigt wissen. Bei Einem Namen allerdings dürfte der Dissens über Geschmacksfrage hinausgehen. Die von uns oft beklagte Verkennung Julius Zellners hat nämlich auch der Verfasser, der sich doch sonst von keiner fremden Ansicht schleppen läßt, mitgemacht. Die kaum 6 Zeilen, die diesem Sinfoniker und Kammermusiker gewidmet sind, enthalten nicht nur kein einziges Wort der Würdigung, sondern sind auch nicht korrekt und erwähnen nicht einmal die Preisströmungen und bedeutsamen Aufführungen der Zellnerschen Werke. Einigen Komponisten, die ähnlich wie Julius Zellner als selbständige Bewahrer und Weiterbildner des klassischen und romantischen Schatzes zu rühmen sind, ist Niemand besser gerecht geworden, wenn man auch vielleicht einen Volkmann, einen Kiel, einen F. Lachner, einen Rheinberger, einen Salo, einen Grieg, noch runder aus der Menge herausgehoben, bei Grieg seine spezielle Bedeutung für die Harmonik auseinandergesetzt wissen möchte u. dgl. m. Aus älterer Zeit scheinen mir Schuberts Klavierfonalen zu wenig

geschätzt, Verloz zu Gunsten Diszts zu sehr herabgesetzt zu sein, welsch letzterer hinwieder wohl zu gut wegkommt und sogar ob seiner Transskriptionen gepriesen wird. D'Albert könnte mehr bekommen, Alexander Ritters Liederkompositionen intimer gewürdigt werden. Innerhalb des Operettenkapitels sollten den Offenbach doch „Hoffmanns Erzählungen“ höher stellen, könnte Andran noch eine Lichtnummer bekommen, Heuberger aus dem Späteren herübergezogen werden. Das Kapitel von den „Studienmeistern“ sollte bis heute fortgesetzt werden, mit einer markanten Hervorhebung von Tauffig's „Täglichen Studien“. Unter den Neuesten fehlen nur ganz wenige: so der Liederkomponist Hans Richard, der mehrseitige Komponist und Musiklitterat W. Maule, der Disztschüler und Liederkomponist Conrad Ansförge, der Dichtungsinspizient Karl Zimmer, der Komponist und Sänger unterhaltlicher Lieder Eugen Hildach (während Müdauf und Kofchat mit Recht gerühmt, die „größten Vankelsänger“ mit Recht bloßgestellt sind); auch der virtuose Orgelpieler und Komponist Otto Dienel, der Gesanglehrer und „Kunstgesang“-Verteidiger Ludwig Schulze-Strelitz, der Aesthetiker Richard Wallaschek sind vergessen worden. Fürwahr Wenige!

Ein Verdienst unsres Buches, für das es kaum irgend welche Vorgänger haben dürfte, sind die — man möchte fast sagen: exakten Charakterisierungen der großen Tonmeister. Vielleicht jeder Leser wird durch den Paragraph „Das Erbe Beethovens“ über diese Darlegung Beethovens als des großen Rhythmisers überrascht sein, freudig ob der neuen Erklärungen, traurig über das, was uns zum Verständnis jenes Großen noch fehlt, und ablehnend etwa nur gegenüber der wohl zu weit gehenden Schätzung seiner letzten Werke. Niemand besitzt freilich einen selbstgefundenen Schlüssel zur Eröffnung dieses Verständnisses: seine Präparationslehre, der er nur eben auch einer eignen Platz in der Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts hätte geben sollen. Unter den sonstigen Charakteristiken mögen noch applaudiert sein: die Spohrs (dessen Kammermusik wohl zu gering eingeschätzt ist); die Schumanns, dessen Ausdruck im Lied wohl etwas zu günstig beurteilt ist; die Chopins; die der Programm Musik; die der Berliner Reaktion (vielleicht mit einer Ueberschätzung Joachim's und einem zu weit gehenden Wunsch nach akademischen Normativen). Richard Wagner wird wohl für manchen zu wenig tief, zu sehr bloß musikalisch gefaßt sein, obschon hinwieder das Aemwort „Operisierung des Dramas“ jedenfalls etwas Verdienstliches hat; und Siegfried Wagner steht doch seinem Vater nicht so nahe, wie Niemand meint. Dagegen ist die Ernüchterung, die unser Buch bezüglich der „tragischen Operetten“ Bizets und Mascagnis bereitet, und zum Teil auch die bezüglich Weingartners verdienstlich. Wohl etwas zu gut kommen weg der Oratorienmacher Perosi und vielleicht auch die Französin Chaminade. Und noch besonders zu klagen hätte ich über die weitgehende Schätzung des Brahms: sein Mangel an Wohlklang, an Wärme, an motivischer Selbstständigkeit und an zutreffender Deklamation im Lied, in der er selbst hinter früheren zurücksteht, und die von Brahms freilich unbeabsichtigte Verdrängung anderer durch ihn fehlen eben bei Niemand. Vielleicht hängt damit auch die Ueberschätzung Hanssilds in unsrem Buch zusammen. Und in der Erklärung des modernen Dirigententums vermissen wir noch den Gedanken, daß sich Komponisten- und Dirigentenberuf schließlich ebenso differenzieren müssen wie Künstler- und Lehrerberuf. Möchte doch auch dieser Entwicklung Niemand bald ein kräftig Wortlein widmen! —

sz.

Kleines Reuilleton.

— Unser Weihnachtsgebäck. J. Vayer schreibt in der „Kölnischen Volkszeitung“: Ueber ganz Deutschland ist die Sitte verbreitet, an Weihnachten besondere Backwaren zu genießen, und fast jeder läßt sich historische Vergangenheit nachweisen und althergebrachter, oft vielhundertjähriger Brauch. Unsrer weltbekanntem Lebkuchen- oder Pfefferkuchen sind sehr alt. In Rom kamte man bereits vor Beginn unsrer Zeitrechnung ein unsrem Honigluchen ähnliches Gebäck, „Panis mellitus“ genannt. Unsrer ersten deutschen Honigluchen bestanden aller Wahrscheinlichkeit nach aus geröstetem und dann zwischen Steinen zermalntem Korn, mit Honig zu einem Teig geknetet. Je nach dem Orte ihrer Fabrikation tragen unsre heutigen Pfefferkuchen sehr verschiedenen Charakter. Wir kennen seit Jahrzehnten Nürnberger, Braunschweiger und Thorer Pfefferkuchen. Unter letzteren werden ganz besonders die sogenannten Katharinerchen bevorzugt. Des ältesten Ruhmes deutscher Honiglucher dürfte sich unbestritten Nürnberg, „des heiligen römischen Reiches Bienengarten“, erfreuen. Die alte Lebkuchenstadt hat darin prächtige Leistungen zu stande gebracht, wie dies am besten die schöne Formensammlung im dortigen germanischen Museum bezeugt. Der Lebkuchen genoh bereits im Mittelalter Welt Ruf und ein Lobredner berichtet aus dem 16. Jahrhundert: die Kinder halten einen solchen Lebkuchen höher als Silber und Gold.

Das Wort Lebkuchen ist heute noch in Süddeutschland gebräuchlicher als Honig-, Pfeffer- oder Gewürzkuchen. Ueber die Bedeutung und das Herkommen des Wortes ist man nicht recht einig. Nach einigen soll es von dem altdeutschen, noch jetzt im Osnabrückischen beliebten Worte lebbs (sehr süß) herkommen. Sodann lesen wir auch folgendes darüber: „Das Wort Lebkuchen stammt von libam her, einem lateinischen Wort, das Gladen bedeutet.“ Christoph Weigel aber giebt folgende Deutung: „Weil der Honig, sowohl innerlich als äußerlich gebraucht, ein zur Lebensunterhaltung sehr dienliches Mittel ist und viele hundert Jahre be-

währt gefunden worden, daß mancher dadurch sein Leben sehr hoch gebracht und nächst Gottes Beihilfe ein hohes Alter erlangt, so mag der von Honig bereitete Kuchen hiervon den Namen Lebkuchen bekommen haben, als welcher das Leben gleichsam stärke und mit neuer Kraft begebe!“

Pfefferkuchen erfreute sich schon sehr frühe allgemeiner Beliebtheit, so daß der alte Vielwiffer Wagenfeld sich folgendermaßen darüber äußerte: „Weim Anblick der Honigluchen, die in Nürnberg gebaden werden, läuft allen Feinschmeckern das Wasser im Munde zusammen.“

Früher ging die Sage, daß die Thorer Väder den Teig zu ihren delikaten Waren 50—60 Jahre alt werden ließen, und daß ferner die Kinder dieser Zünstler sich nur untereinander heiraten durften, wobei es denn Sitte gewesen sei, den Töchtern statt jeder andren Mitgift einen großen Vottich voll fünfzigjährigen Teigs mitzugeben. In den Kochbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts finden wir bereits Anleitungen zu Weihnachtsbäckereien, bei denen die indischen Gewürze eine große Rolle spielen, besonders als Würze von Pfeffer-, Honig- oder Gewürzkuchen, auch im Französischen, Englischen und Italienischen so genannt. Auch die Apotheker übten sich in damaliger Zeit in dieser süßen Kunst, indem sie die verschiedenartigsten gewürzten Lederbissen herstellten, die wunder-samen, buntschillernden Magenworsellen, auch Kaiserbissen genannt, Morsuli imperatoris, sein gemengt aus Zucker mit wohl zwanzigerlei Gewürz. Auf dem Verzeichnis des Tafelenselsts eines preussischen Hofmeisters finden wir bereits zu Ende des 14. Jahrhunderts Pfefferkuchen und Worsellen angeführt, und in dem berühmten Kochbuch von M. Nimpolt 1681 nicht weniger als 50 Arten von Zuckerkonfekt aus Mandeln, Anis, Zimmt, Nagelein, Koriander usw. Im 16. und 17. Jahrhundert waren bereits Mandelgebäde der verschiedensten Art bekannt und besonders bei den Angelsachsen beliebt. Der Teig wurde aus mehr oder minder grob gestoßenen Mandeln bereitet und nach Art unsrer Makronen auf Oblaten gezogen. Auch formte man zu Weihnachten aus Mandelteig Figuren aller Art, die man aus dem Alltagsleben, dem Pflanzen- und Tierreich nahm. In dem alten Kochbuche spielen Mandeln bei den Weihnachtsbäckereien eine große Rolle. —

ek. „Lesen oder das Leben!“ Eine hübsche Theatergeschichte erzählt ein ehemaliger Theaterdirektor in einem Pariser Blatte. Man hegt jetzt in Paris den Wunsch, ein Theater zu bauen, in dem nur junge lebende Autoren gespielt werden sollten. Man will den aufkommenden Kräften den Weg erleichtern, für die es jetzt so schwer ist, auch nur die Lesung ihrer Stücke von den vielbeschäftigten Theaterleitern zu erlangen. Nicht jeder geht eben so entschlossen vor, wie dies Paulin Deslandes vor etwa 60 Jahren that. Dieser war Sänger an der Opéra-Comique; aber als er merkte, daß seine Stimme schwand, sagte er sich eines schönen Morgens: „Ich will einen Emaller schreiben, und wenn ich Glück habe, werde ich dramatischer Autor!“ Er schrieb den Akt und trug das Manuscript zum Gymnase. Er war sehr gut mit dessen Direktor bekannt und bat ihn, sein Stück zu lesen. „Unmöglich,“ hieß es, „wenn Du gespielt werden willst, besuche M. Escribe. Wenn das Stück gut ist, wird er es mit Dir zeichnen, und der Erfolg ist gewiß.“ Deslandes wollte aber allein der Vater seines Kindes bleiben. Er ging vergeblich noch zu verschiedenen andren Theatern und dann erinnerte er sich, daß Nestor Roqueplan, der ein eifriger Besucher hinter den Coulissen gewesen war, seit kurzen Direktor des Varietés war. Er traf ihn nicht in seinem Theater — dort war er nur sehr wenig! — sondern im Café. Der Impresario war sehr liebenswürdig und bestellte ihn zu sich. In der verabredeten Stunde kam er aber nicht, bestellte ihn von neuem, kam wieder nicht, und so ein drittes und ein viertes Mal. Deslandes geriet in Verzweiflung, rief dann aber dramatisch: „Er hat mir versprochen, daß er mich hören wird, und ich schwöre bei allen Göttern, daß er sein Versprechen halten wird.“ Das Zimmer des Direktors lag damals auf einem kleinen Hof hinaus im ersten Stod. Es war im Sommer, das Fenster stand offen. Deslandes nahm eine Leiter, kletterte zum Fenster hinauf und gelangte so in das Zimmer des Direktors. Er wartete eine gute Stunde. Endlich erschien Roqueplan und war überrascht, Deslandes in seinem Zimmer vorzufinden. „Wer zum Teufel hat Sie in mein Zimmer gelassen?“ „Das ist nicht Ihre Sache,“ antwortete der junge Autor. „Sie haben mir versprochen, mein Stück zu hören. . . Sie werden es jetzt hören.“ „Ich habe keine Zeit!“ sagte Roqueplan. „Sie werden sie sich nehmen,“ sagte Deslandes und zog eine kleine Pistole aus der Tasche. „Lesen oder das Leben!“ „Ich will das Stück lieber annehmen, ohne es zu hören!“ schrie der Direktor. „Nein, Sie werden es hören. Vorwärts, setzen Sie sich, ich fange an.“ Roqueplan sah ein, daß er nachgeben mußte, er steckte sich eine Cigarre an, nahm Platz und seufzte: „Vorwärts, wenn es denn sein muß, lesen Sie!“ Deslandes, der immer noch in der einen Hand seine kleine Waffe hielt, zog mit der andren sein Manuscript, das „Les deux Anges gardiens“ betitelt war, und begann zu lesen. Der Direktor hörte in seiner Wut kaum hin und beschäftigte sich angelegentlich damit, mit Papierstücken zu spielen, dann aber paßte er besser auf, allmählich wurde er immer mehr interessiert und schließlich rief er: „Mein Teurer, das ist ein hübsches kleines Stück! Das ist ein Juwel! Ich nehme es lieber zwei- als einmal. Sagen Sie, wie Sie die Rollen verteilen wollen, und morgen lesen Sie es den Schauspielern vor.“ Und die „Deux Anges gardiens“ wurden mehr als 500 Mal in zwanzig Jahren in den Varietés gespielt . . .

Vollskunde.

— Einen Einblick in die Volksmedizin und den medizinischen Aberglauben giebt Fossil in einem Vortrag: „Tierische Volksmittel in der steierischen Volksmedizin“. Die aus den Lehren der Humoralpathologie geschöpfte und eingewurzelte Vorstellung von der Entfaltung der Krankheiten aus der Verderbnis der Säfte nimmt einen breiten Platz in der Heilkunde des Volks ein, das Gleiches mit Gleichem zu lösen sucht. Das Blut der Tiere, namentlich des Wilds, besitzt nach Anschauung der steierischen Gebirgsbewohner eine wunderbare Kraft gegen alle Arten des Siechtums. Die Weibermilch erfreut sich einer großen Beliebtheit als Arznei gegen Augenentzündungen, die Kuhmilch mit und ohne Honig als Barmittel, Honig allein oder Mel als Säug gegen Empfängnis, oder andererseits als geburtsförderndes Medicament. Galle und Harn der Tiere sind ebenfalls vertreten; der menschliche, besonders von Patienten selbst stammende Urin dient gegen Gonorrhoe und Wassersucht. Der Mist der Haustiere ist ein gesuchtes Ingrediens zu Umschlägen bei Halsleiden, Atemnot und Bauchgrimmen, die Mistjauche eine feineswegs seltene Nixtur gegen Bräune, und Menschenot bildet unter dem Namen des Goldpflasters ein verbreitetes Specifum in der chirurgischen Praxis. Lebende Tiere mancher Art dienen zum Ableiten von Krankheiten usw. Als Kuriosität sei erwähnt, daß die ägyptische Mumie, welche wohl in allen Apotheken käuflich zu haben ist, den Ruf eines Arcanums bei Schwind und Auszehrung genießt. — („Globus“.)

Völkerrunde.

— Ein Fetischdiener. In der „Revue des deux Mondes“ veröffentlicht ein „Unbekannter“ die Schilderung eines „Besuchs im Kongostaat“. Aus dieser Schilderung sei hier eine Episode wiedergegeben: „Der Fetischdiener, d. h. der Wahrsager, der Arzt, der Weise des Lands war gerufen worden, um seine Künste an einer kranken Frau zu zeigen. Die Patientin, die in den Armen einer Fremdin lag, befand sich in einem jämmerlichen Zustand, während der Fetischdiener, ein baumlanger Kerl mit einem Ziegenbarte, seine Zauberformeln her sagte. Er band der Kranken Kräuter um den rechten Knöchel; mit der Spitze seines Messers ritzte er ihr die Stirn, so daß Blut floß; dann mischte er etwas Wasser, Asche und eine zerstampfte Kolanuß durcheinander, um die Mischung durch ein Bambusrohr einzulassen und sie der Patientin in die Ohren und Nasenlöcher einzublasen; die Frau schnitt bei dieser Operation entsetzliche Grimassen. Der Medizmann nahm dann aus seiner Tasche ein Stück Leopardenfell und rieb damit den Körper der Frau; darauf sprach er unter feierlichen Bewegungen dreimal seltsame Worte, die von den Anwesenden, welche dabei die Arme erhoben, wie um den bösen Geist zu bannen, responsorienartig wiederholt wurden. Der Operateur rief den Geist bei seinem fürchtbaren Namen, blies die Frau, die Verammung und das Dach der Hütte an und beschwor den bösen Geist schließlich, sich nach den Tiefen des Urwalds Mahumbe zurückzuziehen. In dem wilden Mahumbe, in welchem sie sich abspülte, auf dem Gipfel eines hohen Bergs, der weithin den Wald beherrschte, in Gegenwart unzähliger lauerrnder Karawanen, war diese Scene fesselnd und ziemlich harmlos. Das ist jedoch bei den Fetischdienern, verdächtigen Leuten, die man sehr genau überwachen muß, durchaus nicht immer der Fall. Sie erfreuen sich noch einer großen Macht und gehören einer Klasse an, die ihre Schulen und ihre Tradition hat. Ihre Sprache, die sehr schwer zu verstehen ist, ist geistig und kann Profanen, besonders aber Weißen, nicht mitgeteilt werden. Ein großer Einfluß auf den Geist der Bevölkerung giebt ihnen die Macht, irgend eine Person für ein zufällig sich ereignendes Unglück verantwortlich zu machen. Denn keine Katastrophe, kein Hauptlingsstod ist mit natürlichen Gründen zu erklären: irgend jemand hat das böse Schicksal angeblasen, und es ist Sache des Zauberers, den Schuldigen herauszufinden. Es ist leicht begreiflich, daß unter solchen Umständen die Korruption eine große Rolle spielen muß; die reichen Leute suchen durch Geschenke die Strafe von ihrem Haupte abzuwenden. Die Strafe ist fürchtbar, und wer beschuldigt wird, unterwirft sich, um zu beweisen, daß ein Verbum vorliegt, einer Art „Gottesurteil“. Er verchludt z. B. ein Gift oder läßt sich in das Ohr irgend ein Narkotikum einblasen. Wenn er durch ein Wunder, oder vielmehr durch die künstliche Hilfe des Fetischdieners unverfehrt aus der Prüfung hervorgeht, liegt ein Verbum vor und ein anderer wird verantwortlich gemacht.“

Aus der Pflanzenwelt.

— Der Kakaobaum (Theobroma cacao) hat seine Heimat in der heißen Zone Amerikas. Von dort wurde er kurze Zeit nach der Entdeckung Amerikas nach Spanien eingeführt, hat sich von dort über ganz Europa verbreitet und auch in die Tropenländer Asiens und Afrikas Eingang gefunden; Erträge liefert der Baum allerdings nur in der heißen Zone. Der Stamm erreicht eine Höhe von 10 Meter und wird 30 Centimeter im Durchmesser stark. Die abstehenden Zweige und Äste bilden eine ausgebreitete Krone, die von ungleich großen, 8 bis 30 Centimeter langen und 3 bis 10 Centimeter breiten Blättern dicht besetzt ist. Die Blätter haben in der Form viel Aehnlichkeit mit den Blättern des Kaffeebaums, sind jedoch größer, von blaugrüner Farbe und glanzlos. Charakteristisch ist hier die scharfe Aderung, die bei

der einjährigen Sämlingspflanze deutlich hervortritt. Die kleinen weißen Blüten haben einen rosenroten Stiel und duften schwach. Sie stehen nicht, wie die Blüten anderer Pflanzen, in den Blattachsen oder an den Spitzen der Zweige, sie bilden sich vielmehr bald hier, bald da aus der bräunlichen Rinde des Stamms, der Äste und älteren Zweige, selbst aus der bloßliegenden Wurzel kommen sie hervor. Der Baum treibt das ganze Jahr hindurch Blätter und Blüten, doch ist der Fruchtansatz nur sehr gering, man rechnet auf tausend Blüten nur eine Frucht. Da die Blüte sehr empfindlich ist, baut man den Kakaobaum nur in geschützten Lagen in Flußniederungen und Thälern, trotzdem aber werden häufig ganze Ernten durch starke Regengüsse — die in den Tropen nicht selten sind — und Stürme vernichtet. Ist die Blüte vorbei und haben sich die Früchte angefüllt, so finden sich auch schon andre Feinde des Kakaobaums ein, die den Ertrag schmälern helfen. Zuerst kommen Raupen und Käfer, dann die Vögel, Affen und einige andre Säugetiere, und was diese übrig lassen, das fällt nach fünfmonatlicher Reifezeit dem Menschen zu. Trotzdem der Kakaobaum, wie schon gesagt, ununterbrochen blüht und Früchte trägt, so findet doch nur zweimal im Jahre eine wirkliche Ernte statt, die in die Monate Dezember und Januar und Juni und Juli fällt. Die Frucht des Kakaobaums ist von gurken- oder melonenähnlicher Form und enthält in fünf Längsfächern 50 bis 60 hellbraune, mandelförmige Samen, die in einen süßlichen, farblosen Fruchtbrei eingebettet sind. Die Samen werden gereinigt und zum Zwecke der Gärung und Zerstörung der Keimkraft aufgehäuft und mit Blättern bedeckt oder in Gruben gebracht. Ist die Gärung geschehen, so werden die Samen an der Sonne abgetrocknet. Die besten Sorten werden dann in Säcke gepackt und so verschickt, die geringeren Sorten dagegen werden erst in den europäischen Landungsplätzen verpackt. — („Nerthus“.)

Humoristisches.

— Diplomatische Künste. Clown (zum andern): „Beeste eigentlich, Aujust, die Diplomaten sind doch auch nichts weiter als Gauner, nur daß sie nicht ihr eignes Leben, sondern das anderer dabei riskieren!“ —
 — Im Wartezimmer. Junger Arzt (vergnügt): „Da hätten wir also endlich unsern ersten Patienten!“
 Diener: „Ja, und gleich so einen großen dicken!“ —
 — Waghafte Bestätigung. Hauswirt: „In meinem Hause wohnen die Mieter wie im Paradies.“
 „Das stimmt, ich kenne einen, den Sie erst kürzlich rausgeschmissen haben!“ — („Lust. W.“)

Notizen.

— Dem Schriftsteller Dr. Moriz Keder wurde, wie das „Kitter. Echo“ mitteilt, für seine Verdienste auf dem Gebiete der Kritik der diesjährige Preis der Fröbelstiftung in Wien im Betrage von 1000 Kronen zuerkannt. Er ist der erste Kritiker, dem diese Auszeichnung zu teil wird. —
 — Drei Einakter von Kadelburg werden am Sylvestertag zum erstenmal im Schauspielhause in Scene gehen. —
 — Das Schiller-Theater erzielte einen Bruttogewinn von 56 452 Mk. Davon wird eine Dividende von 5 Proz. gezahlt. 4350 Mk. kommen an Mitglieder und Angestellte des Theaters zur Verteilung. —
 — „Familie Bawroch“ von Adamus ist nach der „Presse. Bg.“ von der Berliner Censur freigegeben worden. Das Stück soll demnächst am Lessing-Theater zur Aufführung gelangen. —
 — In Budapest soll an Stelle des alten ein neues National-Theater mit einem Kostenaufwand von 5 000 000 Kronen errichtet werden. —
 — Eugen d'Albert hat eine dreitägige komische Oper vollendet, die zur Zeit der Renaissance spielt. —
 — Das von Professor Hellmer geschaffene Wiener Goethe-Denkmal wurde am Sonnabend feierlich enthüllt. —
 — Eine planmäßige hydrographische und biologische Durchforschung der Nord- und Ostsee, wie des nördlichen Eismees wird im nächsten Jahre begonnen werden. Deutschland, Dänemark, England, Holland, Norwegen und Rußland werden sich an dieser wissenschaftlichen Durchforschung beteiligen. Die Untersuchungsfahrten sollen viermal im Jahre zu bestimmten, für alle Staaten gleichmäßig festgesetzten Zeiträumen ausgeführt werden. —
 — Eine internationale Vereinigung zur Förderung der Erforschung von Innerasien hat sich in Petersburg gebildet. —
 — Gegen Schweißfüße wird vom „Prakt. Wegw.“ unter andern Mitteln das folgende empfohlen. Man bade jeden Morgen die Füße in Mannwasser und bestreue die Zwiensohle des Schuhzeugs vor dem Anziehen mit einem halben Theelöffel voll Vorkäure. —